Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 26

Artikel: Das Röslein und der rote Mohn

Autor: Kainz, C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641472

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Rumänische Wanderzigeuner

(Bhot, Alber, Brajov.)

Rumänische Zigeuner.

Für die Jugend eines Schweizerdorfes ist der Besuch einer durchfahrenden Zigeunertruppe ein immer seltener werbendes Ereignis. Neugierig sieht man sich die Angehörigen dieses in unsere maschinenrasselnde Zeit versprengten Romadenvolkes an, wird sich beim Andlick der unsauberen, in Lumpen gehüllten Gestalten der eigenen reinlichen Häuslichseit bürgerlicher Existenz wohtuend bewußt — und beneidet sie doch in ihrer Ungehundenheit und Begnügsamkeit, diese freien, von keiner Berstandeskultur beschwerten Gesellen, die da mit Weib und Rind durch Länder ziehen, in Feld oder Wald fampierend, allen Situationen gewachsen, schlau und listig und doch kindlichsgutmütig, dem Augenblick hingegeben, sähig zu genießen, was das Schickal, was der Tag besichert, und sei es auch nur ein bischen wärmenden Sonnenschein.

In Rumänien gehören Zigeuner und Zigeunerin in Dorf und Stadt sozusagen zum Straßenbild, gibt es doch in diesem Land ihrer zirka 280,000. Nicht alle nomadisieren; in manchen Landesteilen, insbesondere in Siebenbürgen, haben sich fast in jedem Dorf, in jeder Stadt Zigeuner angesiedelt. Sie hausen in besonderen Quartieren, und ihre Hütten sind unglaublich primitiv und winzig. Wenn die farben-prächtig geschmudten rumänischen Mädchen und Burschen an Sonn- und Feiertagen auf dem Dorfplat Hora (ein nationalrumänischer Rundtanz) tanzen, sind es Zigeuner, die mit Geige, Zimbal und Klarinett aufspielen. Man findet indessen unter den berufstätigen Zigeunern Rumaniens nicht nur Musikanten, sondern auch Schmiede und Flidschuster und in den Provinzstädten Rutscher — und amtliche Hunde-fänger. Die wandernden Zigeuner sind vielfach geschickte Rupferschmiede und Resselflicker, ferner gibt es unter ihnen folde, die Schindeln, Löffel, Rellen und andere Solzgegenstände verfertigen. Männer und Burschen, Frauen und Mädchen der angesiedelten Zigeuner sind im Sommer als Feld-arbeiter tätig. Man braucht sie insbesondere beim Haden der Maisfelder. Zuverlässig sind sie zwar nicht, und die Gelegenheit, dem Bauern was zu stehlen, wird nicht verläumt. Sie sind furchtsam, aber nie um eine Ausrede verlegen: als ein Gemüledieb eben dabei ertappt wurde, wie er daran war, einen Rettig aus der Erde zu ziehen, meinte er: "Ach Herr, denke nicht so schlecht von mir, ich wollte mich ja nur an dem Rettig halten, daß der Wind mich nicht fortblase."

Und stolz ist der Zigeuner — wenn er sich's leisten kann: Es ging mal einer in die Stadt und trat in einen Laden, um sich eine Pfeife zu kaufen. Er suchte sich eine

aus und fragte den Händler: "Was kostet diese Pfeife?"

"Fünfzig Bani (Centimes), 3i= geuner."

"Hm! "Fünfzig Bani, Zigeuner!" Mögen dein Laden und deine Pfeife zu Staub werden, ich geh wo anders hin kaufen!"

Jornig ging der Zigeuner in einen andern Laden. Er wählte wieder eine Pfeise aus und fragte: "Was kostet diese Pfeise?"

Ein Leu (Franc), mein Herr!"
"Einen Leu", sagte darauf der Zigeuner, "will der Herr gerne geben, denn sie ist's wert, wenn er ein gutes Wort hört."—

Manche Zigeunerin verdient sich ihr Geld mit Weißmachen (Häuserstünchen) oder mit Wahrsagen, sei es aus den Karten, aus Maisstörnern oder aus der Hand. Manche Weissagung aus dem

Munde einer älteren Zigeunerin soll schon in verblüffender Weise in Erfüllung gegangen sein. Aeltere Zigeunerweiber verstehen es oft, die Wahrlagerei in Verbindung mit Diebstahl zu betreiben. Auch in Wunderfräutern und Geheimmedikamenten kennen sich die Zigeunerinnen aus.

Süblche, ja schöne junge Zigeunerinnen sieht man an den Straßeneden der Hauptstadt als Blumenverkäuferinnen; andere durcheilen barfüßig die Straßen, die neuesten Zeiztungen auszusend. Oder sie bieten über dem Feuer geröstete Maiskörner oder in kochendem Wasser schwackenden Maiskolben seil. Zigarettenrauchende, im Schatten einer Häulerzeile hodende oder liegende Zigeunerinnen, stets eine Blume ins nachtdunkle Haar oder hinters Ohr gesteckt, gehören in das sommerliche Bukarester Straßenbild. Und wenn man im heißen rumänischen Sommer das kühlende Hinden und smädchen in Bukarest auch heute noch von Haus zu Haus und spieren, mit grünem Gezweig geschmüdt, auf der Straße einen Bitt-Tanz um Regen auf.

Abends klingt aus den zahlreichen Bukarester Gartenrestaurants Zigeunermusik — tändelnd und schmeichlerisch, leise klagend und seidenschaftlich aufglühend, bang und sehnsüchtig... F. A. Volmar.

Das Röslein und der rote Mohn.

Gin Märchen bon C. Raing.

Ein Röslein und ein roter Mohn standen zusammen in einem Glas. Das Röslein stammte von einer Sede, die über den Gartenzaun hinaus auf den Weg hing, und unten am Wegrand stand der rote Mohn. Die Rosen hatten den angeborenen Stolz ihrer föniglichen Familie, und ohne auch nur umzuschauen, hielten sie sich für die Bornehmsten und Schönsten unter allen Blumen. Sie waren infolgedessen sehr reserviert und pflegten seine Beziehungen zu den Nachbarn. Nun desschaft es, daß das Röslein abgepflückt wurde, und es kam dicht neben einen roten Mohn. Da es dachte, diese Gesellsschaft sei nicht vornehm, so neigte es sein Köpflein und schaute nicht auf.

Als es später im Wasserglas stand, konnte es doch nicht umhin, aufzubliden und sich umzusehen. Es stand auf einem schmalen, grünen Tisch in einer hübschen, kleinen Rüche. Durch das offene Fenster konnte es den blauen Himmel und grüne Bäume sehen. Ganz nah über sich sah es den roten Mohn, und zur Ueberraschung des Rösleins sah er prächtig aus. Er hatte einen Mantel wie aus feinster Seide; der glänzte und seuchtete, und das Licht floß hindurch, daß er aussah wie ein Lampion. Das Röslein schaute bald auf den Mohn, bald auf jein eigenes Rleid. Es verglich, kein 3weifel, der rote Mohn hatte schönere Blätter, und so gart ein Rosenblatt ist, ein Mohnblatt ist noch viel zarter; zus dem glänzt es sanft und angenehm. Auch hatte der Mohn eine schwarze Seidenrusche um den Hals, was dem Röslein sehr imponierte. Kurz und gut, es war bald ganz verliebt in den Mohn. Es wollte aber nicht das erste Wort sprechen. Der Mohn jedoch schaute in die entgegengesetzte Richtung und dachte, die bleichsüchtige Rosenprinzessin sei nichts für ihn. Seine Mutter war eine Anemone, und er träumte von einem sußen, koketten Anemonlein. Dabei errotete er immer mehr, und er ließ den leuchtenden Mantel spielen. Wenn der Wind ein wenig durchs Fenster wehte, bewegten sich die Seidenfäden seiner Halsrusche, und das Röslein zitterte vor Liebe. Als der rote Mohn das bemerkte, dachte er:

Ah, die kleine Rose liebt mich; aber sie soll jest erst ein wenig warten. Er öffnete seinen roten Mantel, baß man inwendig die schwarzen Ornamente sehen konnte; denn der rote Mohn war eitel. Das Röslein aber hatte nicht den Mut sich zu entfalten, aus Furcht, es vergäbe sich etwas. Es wurde gang blaß vor verschwiegener Liebe und Sehn-

sucht zu dem roten Mohn.

Das konnte der Mohn nicht ansehen und er streichelte das Röslein mit seinem Mantel. Da wurde das Röslein rot und es begann zu blüben. Es blübte bis zum Abend und den gangen nächsten Tag. — Dann fühlte der Mohn, daß er sterben musse. Da tat er seinen Mantel von sich und dedte ihn über das Röslein.

Als das Röslein sah, daß der Mohn tot war, hörte es auf zu blühen. So sehr hatte es den roten Mohn geliebt.

Suggestion?

Bon James D'hara.

Gestatten Sie mir eine Borbemerkung, ehe ich Ihnen diese überaus seltsame Geschichte erzähle. Ich bin seit pielen Jahren Telegraphist, und werde für einen nüchternen und soliden Beamten gehalten. An Sput, Telepathie, Offultismus und solche modernen Dinge glaube ich nicht. Um so mehr mußte mich das Erlebnis fesseln, das ich schildern

will, und das einige Jahre zurüdliegt:

Ich war erst vor einem Jahr an ein Telegraphenamt in einem Londoner Borort versetzt worden, wo ich von abends 6 bis nachts 12 Uhr Dienst hatte. Eines Nachts, furd por Dienstichluß, traf eine seltsame Depesche ein. Sie war zu einem Herrn in unserem Borort adressiert und bestand aus den zwei Worten "Hüte dich!" Der Absender zeichnete nur mit einem "H". Das Telegramm wurde dem Boten übergeben, ich hatte mich nicht mehr darum zu fummern. Zwei belanglose Telegramme trafen noch ein in dieser Nacht. Dann war Feierabend für mich, und ich konnte mich in meine fleine Wohnung begeben, die drei Saufer vom Telegraphenamt entfernt war.

Als ich den Korridor betrat, sah ich, daß im Badesimmer noch Licht brannte, das man zu löschen vergessen hatte. Ich besorgte es. Bei dieser Gelegenheit wurde ich darauf aufmerksam, daß einer der Wasserhähne nicht gang zugedreht war, so daß ein Bassertropfen nach dem andern auf den Boden der Badewanne fiel. Ich blieb einen Augenblid in der Tür stehen, um dem Fall der Tropfen zu lauschen. Sie kamen in so eigenartiger Weise, gleichsam stoßweise, daß ich zu mir selbst sagte: es klingt fast so, als hätten sie etwas zu sagen. Dan fing ich an, mechanisch die Tropfen abzulesen, als wenn es sich um ein Telegramm handelte und merkwürdig genug flang es, wie "Sute dich! Sute dich!" Dann trat eine turze Pause ein, auf die nur der eine Buchstabe "H" folgte. Mir wurde ganz eigentümlich zu Mute. Ich zündete die Lampe an. Dann setzte ich mich auf den Rand der Badewanne und lauschte aufmerksam den Tropfen. Dieselben Worte wiederholten sich unaufhörlich.

Anfangs erinnerte ich mich nicht recht, wo ich die Worte früher gehört hatte. Wir Telegraphisten haben ja so viele Depeschen zu befördern, daß wir nur äußerst selten einer besondere Aufmerksamkeit schenken. Plöglich wurde es mir aber flar, daß die Tropfen den Wortlaut des Telegrammes wiederholten, das ich vor meinem Berlassen des Amtes befördert hatte, und ich kam zu dem Schlusse, daß meine Ner-vosität hier hineinspielte, und daß eine Sinnestäuschung meinerseits vorlag.

In demselben Sause mit mir wohnte einer meiner Rol= legen, und da ich nicht zur Ruhe kam, entschloß ich mich, ihn zu rufen. Er sollte entscheiden, ob ich recht gehört hatte oder nicht. Es war allerdings icon spate Nacht, und er war wohl schon zu Bette gegangen, trothdem beschloß ich, ihn zu holen. Anfänglich war er denn auch etwas verdrieß= lich, schließlich bewog ich ihn aber doch, mir zu folgen.

Obgleich ich ihm nicht sagte, wie ich die Sprache der Tropfen auslegte, tam er doch zu demselben Resultat wie ich. Wir standen beide da und lauschten. Er überlegte, woher die Mitteilung tommen mochte und für wen sie eigentlich bestimmt sei. Ich erinnerte mich des Namens der Person nicht mehr, an die das Telegramm adressiert war, und ich sagte meinem Rollegen auch nichts davon.

Nachdem wir uns über das Ganze lustig gemacht hatten, verließ mich mein Freund. Ich begab mich in mein Zimmer, da ich mich aber etwas nervös fühlte, ging ich nicht sofort Bett, sondern sette mich eine Beile an meinen Schreibtisch, wo ich über das Erlebte nachdachte. Nach einiger Zeit stand ich aber auf und trat an den Spiegel, um meinen Rragen

abzubinden.

Wie ich, in Gedanken versunken, dastand, erblicke ich im Spiegel eine männliche Person hinter mir. Sie saß am Schreibtisch auf demselben Plat, den ich bis vor furgem eingenommen hatte. Ich war zu erstaunt, um mich umzudrehen. Ich stand nur da und starrte das Bild an.

Es war ein großer, schlanker Mann. Sein Antlit war leichenblaß, und ich fah, daß seine Augen von dunklen Ringen umgeben waren. Plötlich ergriff der Fremde einen Bleistift und schrieb, oder richtiger gesagt, punktierte etwas auf ein Blatt Papier, das auf dem Schreibtische lag. Ich folgte den Bewegungen seiner Hand und sah, daß er ein "h" schrieb. Dann folgte ein "ü", darauf kamen "t" und "e". Nach einer kurzen Pause setzt er fort "D"—"i"—"ch". Jetzt machte er längere Zeit halt. Es schien, als überlege er gründlich. Ich wußte, was kommen würde, und richtig, da stand schließlich das erwartete "H".

Dann erhob er sich, und als ahne er von meiner Gegenwart nichts, verschwand er, ohne sich umzusehen, ja ohne den Ropf zu bewegen, mit langfamen Schritten durch die offene Tür.

Ich stand wie gelähmt da. Schließlich fand ich meine Befinnung so weit wieder, daß ich mich dem Schreibtisch zu nähern vermochte. Man kann sich benken, welche Gefühle mich ergriffen, als ich einen Blid auf das Papier warf, und es vollständig leer fand - nicht ein Wort enthielt es.

Ich trat an die Tür, schloß und verriegelte sie. Dann sant ich in einen Stuhl. Ich war nicht imstande, einen Gedanken zu fassen. Wie lange ich so gesessen hatte, weiß ich nicht. Erst als die Morgensonne schon durch die Borhange schien, kam ich zum Bewußtsein. Aber ich fieberte am ganzen Körper. So trat ich an das Fenster und öffnete es, um

frische Luft zu schöpfen.

Wie geistesabwesend starrte ich auf die menschenleure Straße hinab. So früh am Morgen fam es selten vor, daß jemand vorbeiging, und die Fußtritte eines Borübergehenden schallten immer von Saus zu Haus weiter. Wie ich so hinausschaute, sah ich, wie ein Mann sich drüben auf bem Bürgersteig näherte. Er ging so leise, daß nicht der geringste Laut hörbar war, dabei aber doch in schnellem Tempo. Ich fand dies höchst sonderbar, zumal sein Gang ziemlich ichwer schien. Als er sich meinem Genster näherte, sah es aus,